

Osnabrücker Jahrbuch Frieden und Wissenschaft 23 / 2016

THEMENSCHWERPUNKT:

KRISEN EUROPAS – UKRAINE, NAHER OSTEN, MIGRATION

- OSNABRÜCKER FRIEDENSGESPRÄCHE 2015
- MUSICA PRO PACE 2015
- BEITRÄGE ZUR FRIEDENSFORSCHUNG

Herausgegeben vom Oberbürgermeister der
Stadt Osnabrück und dem Präsidenten der
Universität Osnabrück

V&R unipress

Wissenschaftlicher Rat der Osnabrücker Friedensgespräche 2015-2016

Prof. Dr. Martina Blasberg-Kuhnke, Kath. Theologie, Universität Osnabrück (Vorsitz)
Prof. Dr. Dr. Rauf Ceylan, Islamische Theologie, Universität Osnabrück
Prof. Dr. Roland Czada, Politikwissenschaft, Universität Osnabrück (Stellv. Vorsitz)
Hans-Jürgen Fip, Oberbürgermeister a.D. (Ehrenmitglied)
Prof. i.R. Dr. Wulf Gaertner, Volkswirtschaftslehre, Universität Osnabrück
apl. Prof. Dr. Stefan Hanheide, Musikwissenschaft, Universität Osnabrück
Prof. Dr. Christoph König, Germanistik, Universität Osnabrück
Prof. Dr. Susanne Menzel, Biologie, Universität Osnabrück
Prof. i.R. Dr. Reinhold Mokrosch, Evangelische Theologie, Universität Osnabrück
Prof. Dr. Ulrich Schneckener, Politikwissenschaft, Universität Osnabrück
Prof. em. Dr. György Széll, Soziologie, Universität Osnabrück
Prof. i.R. Dr. Albrecht Weber, Rechtswissenschaft, Universität Osnabrück
Prof. Dr. Siegrid Westphal, Geschichtswissenschaft, Universität Osnabrück
Prof. i.R. Dr. Tilman Westphalen, Anglistik, Universität Osnabrück
Prof. Dr. Rolf Wortmann, Politikwiss. und Public Management, Hochschule Osnabrück
Dr. Henning Buck (Geschäftsführung)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Henning Buck

Redaktionelle Mitarbeit: Joachim Herrmann, Dr. Michael Pittwald, Jutta Tiemeyer

Einband: Bruno Rothe / Tefvik Goektepe; Foto: www.neumayr.cc

Für freundliche Unterstützung der Osnabrücker Friedensgespräche 2015-2016 danken wir

- der Stadtwerke Osnabrück AG
- der Sievert-Stiftung für Wissenschaft und Kultur
- dem Förderkreis Osnabrücker Friedensgespräche e.V.

Redaktionsanschrift: Geschäftsstelle der Osnabrücker Friedensgespräche
Universität Osnabrück, Neuer Graben 19 / 21, D-49069 Osnabrück
Tel.: + 49 (0) 541 969 4668, Fax: + 49 (0) 541 969 14668
Email: ofg@uni-osnabrueck.de – Internet: www.friedensgespraeche.de

Die Deutsche Nationalbibliothek – Bibliografische Information: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.
1. Aufl. 2016

© 2016 Göttingen, V&R unipress GmbH, Robert-Bosch-Breite 6, 37070 Göttingen,
mit Universitätsverlag Osnabrück /<http://www.v-r.de/>. Alle Rechte vorbehalten.
Printed in Germany: Hubert & Co., Robert-Bosch-Breite 6, 37070 Göttingen.
Gedruckt auf säurefreiem, total chlorfrei gebleichtem Werkdruckpapier; alterungsbeständig.

ISBN: 978-3-8471-0645-6
ISSN: 0948-194-X

Inhalt

Vorwort der Herausgeber.	7
Editorial.	9
I. OSNABRÜCKER FRIEDENSGESPRÄCHE 2015	
<i>Ukraine – Land in der Zerreißprobe?</i>	
Mit Vitali Klitschko, Hans-Gert Pöttering, Reinhard Lauterbach	15
<i>Verhärtete Fronten zwischen Israel und Palästina: Was kommt nach den Wahlen?</i>	
Mit Avi Primor, Abdallah Frangi, Muriel Asseburg	41
<i>Massentierhaltung – Ist unsere Tierproduktion noch zu verantworten?</i>	
Mit Christian Meyer, Heinrich Bottermann, Bernhard Krüsken	69
<i>Flüchtlingseleid weltweit und Willkommenskultur in Osnabrück</i>	
Mit Boris Pistorius, Karin Asboe, Jochen Oltmer	101
Adolf Muschg, Männedorf bei Zürich	
<i>Europa sieht Deutschland: Europa und das Vergessen</i>	125
<i>Druschba!? – Welchen Weg nimmt das deutsch-russische Verhältnis?</i>	
Mit Matthias Platzeck und Irina Scherbakowa	143

**II. MUSICA PRO PACE –
KONZERT ZUM OSNABRÜCKER FRIEDENSTAG 2015**

Stefan Hanheide, Osnabrück
*Die »Alpensinfonie« von Richard Strauss und die
»Musik für Orchester« von Rudi Stephan in ihren Bezügen
zum Ersten Weltkrieg* 165

III. BEITRÄGE ZUR FRIEDENSFORSCHUNG

Rolf Wortmann, Osnabrück
*Wozu Geopolitik? Von der Wiederkehr und den Risiken
einer problematischen Denkfigur* 179

Susanne Güsten, Istanbul
*Schwierige Heimkehr. Das Beispiel aramäischer Christen
in der Südosttürkei* 191

Albrecht Weber, Osnabrück
*Die Steuerung der Flüchtlingseinwanderung aus
rechtlicher Perspektive.* 201

IV. ANHANG

Referentinnen und Referenten, Autorinnen und Autoren 213
Abbildungsnachweis 219

Adolf Muschg, Männedorf bei Zürich

Europa und das Vergessen

Festvortrag zum Tag der Deutschen Einheit
unter dem Motto »Europa sieht Deutschland«,
gehalten im Kreiszentrum Schölerberg zu Osnabrück
am 3. Oktober 2015

Wir sindt doch nuhmer gantz / ja mehr den gantz verheret!
Der frechen völcker schaar / die rasende posaun
Das vom blutt fette schwerdt / die donnernde Carthaun
Hatt aller schweis / vnd fleis / vnd vorraht auff gezehret.

Die türme stehn in glutt / die Kirch ist vmbgekehret.
Das Rahthaus ligt im graus / die starcken sind zerhawn.
Die Jungfrawn sindt geschändt / vnd wo wir hin nur schawn
Ist fewer / pest / vnd todt der hertz vndt geist durchfehret.

Hier durch die schantz vnd Stadt / rint alzeit frisches blutt.
Dreymall sindt schon sechs jahr / als vnser ströme flutt
Von so viel leichen schwer / sich langsam fortgedrungen.

Doch schweig ich noch von dem / was ärger als der todt.
Was grimmer den die pest / vndt glutt vndt hungers noth
Das nun der Selen schatz / so vielen abgezwungen.

In alter Sprache ein leider immer noch aktueller *status quo*, vor dessen Wiederkehr damals der Westfälische Friede für immer bewahren wollte.

Im Sonett des *Andreas Gryphius* hatte der Dreißigjährige Krieg gerade die Halbzeit überschritten, ohne dass ein Ende abzusehen war. Nach dem Ruin der deutschen Länder, namentlich der einst blühenden Städte, war, was immer auf diesem Boden an Staatlichkeit nachwuchs, als verspätete Nation zu jener Aufholjagd verdammt, an deren Ende der zweite Dreißigjährige Krieg stand. Man kennt ihn besser unter dem Doppelnamen ›Erster und Zweiter Weltkrieg‹.

1945 hätte sich für den Blick des barocken Dichters nur der Umfang der Zerstörung verändert; allerdings wäre darin, was den Verlust der Seele

betraff, auch die letzte Spur deutscher Unschuld verschwunden. Die Katastrophe des 20. Jahrhunderts hatte ebenfalls die Fratze eines Glaubenskriegs: eine ›Herrenrasse‹ wähnte sich berechtigt, als minderwertig abgestempelte Menschen wie Ungeziefer zu behandeln, bevor sie das eigene Volk in ihren Untergang mitzog. Am Ende waren achtzig Millionen tot und Deutschland um ein Viertel seines Territoriums ärmer, aus dem über 12 Millionen Deutsche vertrieben wurden – auch der Schlesier Gryphius hätte zu ihnen gehört –, nicht gerechnet ebenso viele *displaced persons* anderer Herkunft. Rumpfdeutschland wurde geteilt, erst in vier Besatzungszonen, später in zwei getrennte Staaten mit eingeschränkter Souveränität. Und das Beispiellose war, dass die Deutschen ihre bedingungslose Kapitulation auch noch als Befreiung betrachten lernten. Davon wurden die eigenen Opfer nicht weniger real und schmerzhaft, nur doppelt bitter.

Doch dieses Ende mit Schrecken war die Bedingung des europäischen Zusammenschlusses – zuerst im Zeichen des Kalten Kriegs; dann als wirksamer Beitrag zur Überwindung auch dieses Kriegs, dessen Ausbruch das Ende der Zivilisation gewesen wäre. Von der Implosion des Ostblocks hat die EU fast schwindelerregend profitiert: die ehemaligen Satelliten wurden Mitgliedstaaten oder wollen es sein. Ein Mensch, der 1942 in Tiefschlaf versetzt und heute wiederbelebt würde, müsste beim ersten Blick auf die heutige Europakarte glauben, Hitler-Deutschland habe *doch* gesiegt. Wir hätten Mühe, den Siebenschläfer zu überzeugen, dass er autonome Staaten sehe, die sich im eigenen Interesse zu einem Friedens- und Beistandsverbund zusammengeschlossen hätten; dass dieser nicht nur einen beispiellosen Wohlstand geschaffen habe, sondern in einer Wertegemeinschaft gründe, die Menschenrechte und Solidarität *über* das nationale Interesse stelle. Zu nachhaltig hätten die beteiligten Länder in einem dreißigjährigen Krieg erfahren, wie kurz der Weg sei – um *Grillparzer* zu zitieren – »von der Nationalität zur Bestialität«. Wenn Deutschland wieder in die Mitte des Bündnisses gerückt sei, so weil es aus seiner Niederlage auch die gründlichsten Konsequenzen gezogen habe. So sei es dem Traum *Hölderlins* in dessen Gedicht *Germanien* näher gekommen:

Und gerne, zur Erinnerung, sind
Die unbedürftigen, sie
Gastfreundlich bei den unbedürftgen
Bei deinen Feiertagen,
Germania, wo du Priesterin bist
Und wehrlos Rat gibst rings
Den Königen und den Völkern.

Hat sich unser Siebenschläfer die Augen gerieben, darf er nur keine Zeitung in die Hand bekommen. Darin müsste er lesen, dass im europäischen Ungarn Flüchtlinge mit Schlagstöcken von einem brandneuen Stacheldrahtzaun weggeprügelt werden; dass die *Vielzuvielen*, die alle nach dem europäischen Deutschland drängen, inzwischen schon an der Grenze des europäischen Österreich aufgehalten werden; oder dass das europäische Dänemark die Züge, mit denen sie ins europäische Schweden fahren wollten, gestoppt hat. In einem Kühlwagen für Hühnerfleisch sind siebzig Flüchtlinge erstickt, das Mittelmeer macht ganze Flotten zu Totenschiffen, und das Bild eines kleinen Jungen an einem türkischen Strand geht um die Welt, der die Überfahrt ins europäische Griechenland nicht überlebt hat. Die Herzen bluten, aber die Grenzen verhärten sich weiter, zur ›Festung Europa‹ – das kommt dem Langschläfer wieder bekannt vor.

Wo strömen denn diese Flüchtlinge alle her? Syrien? Das war doch ein französisches Protektorat? Da hatten doch, im zweiten dreißigjährigen Krieg, Siegermächte das Osmanische Reich aufgeteilt, und wo es keine Grenzen gab, solche am grünen Tisch gezogen, schnurgerade durch irgendeine Wüste? Richtig, die Juden – wollte man die, als unser Mann einschliefe, nicht immer noch nach Madagaskar aussiedeln?

Syrien: erlauben Sie mir dazu nochmals einen unpassenden Abstecher zu Hölderlin. Irgendwann zwischen der Gründung Israels und der Verkündung der Montanunion hatte ich seine Elegie *Brod und Wein* entdeckt, mitten in der Pubertät. Ich hatte meinen frommen Vater verloren, lebte mit einer kranken Mutter und besuchte ein altsprachliches Gymnasium. Noch stand die Enge des Nachkriegs zum Schneiden dick, und auch das Glück der verschonten Schweiz sah bei uns aus wie Alltag mit Ofenheizung, ohne Kühlschranks und Bad. Dafür ging mir, im wunderbarsten Deutsch, eine andere Welt auf, die den Jesus des Konfirmanden-Unterrichts »traurig und prächtig« verkleidete: als »Syrier«.

Wunderbar und genau ists als an Menschen erfüllet,
 Glaube, wer es geprüft! aber so vieles geschieht
 Keines wirkt, denn wir sind herzlos, Schatten, bis unser
 Vater Äther erkannt jeden und allen gehört.
 Mit allen Himmlischen kommt als Fackelschwinger des Höchsten
 Sohn, der Syrier, unter die Schatten herab.
 Selige Weise sehns; ein Lächeln aus der gefangnen
 Seele leuchtet, dem Licht tauet ihr Auge noch auf.

Dieser ›Syrier‹ konnte mich, mit vierzehn Jahren, nicht weise machen, aber so selig, dass mir ebenfalls die Augen übergingen. – Ich war Europäer!

Das kann mir, angesichts der Flüchtlingsbilder, heute wieder passieren. Nur dass ich mich eher über mein Europa schäme als meiner Tränen.

Und nun ein harter Schnitt:

Darf ich vorstellen: Herrn *B.* – die Initiale stehe für einen rechten Landesvater der Schweiz; ihn erstaunt die Sache mit diesen Syrern kein bisschen, zeigt ihm nur, was er längst gewusst hat: Was, bitte sehr, haben die Flüchtlingsströme von der angeblichen ›Wertegemeinschaft‹ übrig gelassen? Oder von ihrer ›Personenfreizügigkeit‹, der wir in der Schweiz vorbeugen wollen? An diesem ›Pfeiler der Union‹ will sie jetzt die Verhandlungen mit uns scheitern lassen? Und jetzt seht euch an, wie glorreich sie selbst daran scheitert! Beim ersten Härtetest fällt er in sich zusammen und zeigt die Realität, in der wir immer Fachleute gewesen sind, denn wir haben in ihr zu bestehen, und das haben wir immer noch besser gekonnt als die EU. Denn wir schauen den Leuten ins Herz, und da ist kein Platz für fremde Richter – am wenigsten solche von internationalen Gerichtshöfen! Was deren Sprüche wert sind, zeigen ihnen jetzt die Völker, über deren Köpfe sie souverän hinweggerichtet haben. Jetzt kommen die Verdammten dieser Erde aus jedem verunglückten Staat der Welt, und was tun sie da, die Gutmenschen der EU? Nachdem sie Herrn *Orbán*, den einzigen, der sich an ihre eigenen Dublin-Verträge hält, einen Unmenschen gescholten haben, tun sie desgleichen und machen die Grenzen dicht. Jetzt wären auch die Deutschen froh, sie hätten eine Masseneinwanderungs-Initiative zum Annehmen gehabt, denn sie hätten sie angenommen, wie das Minarettverbot auch – aber natürlich: ihre politische Klasse hat mit allen Mitteln verhindert, dass der Souverän, das Volk, selbst bestimmt, was Sache ist! Jetzt stehen sie mit abgesägten Hosen, die Besserwisser und Schönredner; wie gut, dass wir schon vor dem Schaden klug waren! Und wenn die Herrschaften am Ende ihres Lateins sind, können sie ja bei uns vorbeikommen und einmal sehen, wie es gemacht wird – wir werden ihnen unsere guten Dienste nicht versagen, wenn sie dann noch dafür zahlen können!

Dazu fällt mir nur noch ein schmutziger Witz ein:

Ein Mann kommt zum Psychiater. – Wo fehlt's denn? fragt der Psychiater. – Ich habe solche Minderwertigkeitsgefühle. – Mit Recht, erwidert der Psychiater, Sie *sind* minderwertig.

Das ist nicht lustig – aber der Minderwert, den Europa in diesen Tagen sich selbst und aller Welt vorführt, ist es noch weniger. Wurde die europäische Rechnung ohne den Wirt gemacht? *There is no such thing like a free lunch*, lernt man in der freien Wirtschaft; auch Gastfreiheit muss man sich leisten können. Für Arme kein Problem. Aber je mehr einer zu verlieren fürchtet, desto weniger hat er zu geben.

Bis gestern konnte man das europäische Projekt für beispielhaft halten, nein: für beispiellos geglückt. Es ließ ein Deutschland gedeihen, mit dem für die anderen immer leichter Frieden zu halten war – auch, weil es selbst den Unfrieden mit seiner Vergangenheit zur moralischen Pflicht erhob. Die Bundesrepublik wurde ein Vorbild, das über den Kalten Krieg hinauswies und keine geringe Rolle dabei spielte, dass er *erledigt* wurde, auch durch das Beispiel des deutschen Erfolgs – dieser wurde zum Motor der europäischen Wirtschaftsmacht. Man brauchte die Deutschen nicht zu lieben, umso mehr respektierte man sie dafür, dass man sie nicht mehr zu fürchten brauchte. Fast widerwillig waren sie, nach dem alle überraschenden Fall der Mauer, wieder zur europäischen Vormacht geworden.

Aber die Welt, in der sie es wurden, war geschrumpft, auch wenn Europa immer noch mehr war als ein Vorgebirge Asiens, das *Paul Valéry* gesehen hatte. Faktisch war es gar der größte *global player*, aber ohne entsprechende Instrumente, sogar ohne rechtes Selbstbewusstsein. Die nationale Versuchung schien auch im Ganzen gebannt, wenn sie sich in den Teilstaaten erledigt hatte; den ehemaligen Satelliten Mittelosteuropas gestand man, scheinbar risikolos, einen Nachholbedarf an Eigensinn zu. EU-Europa war mit der Verbesserung seiner Organisation politisch ausreichend beschäftigt, in einer Hauptstadt Brüssel, deren Bürokratie, obwohl naturgemäß ungeliebt, nicht größer war als diejenige Münchens. Unverdrossen und nicht ganz erfolglos arbeitete sie an einer europäischen Verfassung und ihrer demokratischen Legitimation. Die Gewaltenteilung der Union verbesserte sich sehr merklich, und je weniger sie von Begeisterung getragen war, umso besser schien sie diese entbehren zu können. Sie zeigte sich als funktionierende Errungenschaft unentbehrlich, und wäre es nur als Sündenbock. Den Kampf gegen die Union gab es auch, aber er wurde lange nicht als Gefahr wahrgenommen. Mit diesem Europa glaubte man unter globalisierten Bedingungen noch lange gut leben können: denn die Union zeigte sich taktvoll im Umgang mit Minderheiten – wer in Europa war denn keine? Für Weltbürger war die EU ein Wunder, gerade weil sie nicht als solches gefeiert werden musste. Europa war ein Lernprozess – also doch noch eine kulturelle Größe, endlich ohne Größenwahn und Großtuerei.

Wer hat die Lektion unterbrochen? Oder wurde sie gerade abgesagt, für immer? Ist die europäische Schule aus?

Ich hoffe, nicht. Aber die Einsicht ist überfällig, dass Deutschland für Nichteuropäer vor allem ein *ökonomischer* Magnet war, und das moralische Wunder nur insofern von Belang, als es die Deutschen gegen die Zuwanderung tolerant machte, um nicht zu sagen: wehrlos. Damit aber missfiel es – Schweden vielleicht ausgenommen – nicht nur allen Miteuro-

päern, sondern auch einer immer weniger schweigenden Mehrheit der eigenen Bürger und begann auch die tätig-wohlwollenden zu überfordern. Plötzlich nimmt der deutsche Sonderfall einen tragischen Zug an, denn er spaltet Europa an ganz unerwarteter Stelle. Die Lektion aus seiner Geschichte, die es gelernt haben will, wird ihm übel genommen.



Adolf Muschg

Die Differenz besteht gar nicht darin, dass es eine Rechnung ohne den Wirt gemacht hat, sondern dass es zur ›Wirtin wundermild‹ für Menschen geworden ist, die ganz anders gerechnet haben. Das Spiegelchen in ihrer Hand, das *i-phone*, zeigt ihnen ein reiches, glückliches Land, und die Verwandten, die dort schon angekommen sind, erzählen ihnen, es sei weit offen. Nicht nur Milch und Honig flössen darin, sondern auch die nötigen Quellen der Ausbildung und des Fortkommens, kurzum: Deutschland sei das Amerika des 21. Jahrhunderts. Ein Land der Freiheiten im Plural, für

alle: und wenn man seine Geschichte ansieht: welche Opfer hat es gebracht, um so weit zu kommen!

Und hier beginnt es nach Tragik zu riechen: die Hunderttausende, die jetzt aus allen Himmelsrichtungen nachkommen, geht die deutsche Geschichte nichts an. Sie haben ganz andere Sorgen – denjenigen ähnlich, die die Deutschen selbst 1945 gehabt haben. Nun wandern sie hin, in Massen, aus Ruinen, Zelten, Lagern ohne Zukunft; was soll sie halten? Auf, in die Willkommenskultur! Und da steht ihnen nur zu bald die Einsicht bevor, dass sie in Deutschland nicht mehr lange willkommen sein könnten, so wenig wie in Ungarn, Estland oder der Slowakei. Also nur durch und hinein, solange die Tür einen Spalt offen ist! Welcher Migrant macht sich die Sorgen der Paradiesbesitzer? Die Unwilligen unter den Europäern haben es gleich gesagt: sie haben kein Paradies zu bieten. Sind sie verdammte Egoisten oder bloß ehrlich? Die Deutschen aber, die ehrlich bleiben und keine Egoisten werden möchten, stehen mit ihren Sorgen um die Migranten plötzlich als Luxusgeschöpfe da – und dann, wenn auch ihre Grenze noch zugeht, als doppelte Egoisten; und hinterher auch noch als *Tartuffes*, als Heuchler guten Willens. Selbstlosigkeit setzt keine Normalbürger voraus, sondern Übermensch – als Individuen erscheinen solche sporadisch genug, im Kollektiv sind sie die reine Fiktion – und, nach dem Richtmaß ziviler Vernunft, nicht einmal sonderlich wünschbar.

Oder sind die Deutschen nur schlau? Kennen sie eine Hintertür aus der Menschlichkeit in die Betriebswirtschaft oder gar in die Demographie? Werden die Flüchtlinge gerade die Stellen stopfen, die wir nicht mehr besetzen können, z.B. die kopflastig gewordene Alterspyramide unterfüttern? Sind sie willkommen, weil ... ? – Dieses Kalkül passt sehr wenig zu einer Willkommenskultur, und es geht nicht einmal auf. Die Zuwanderer sehen sich nicht als Lückenbüßer, sie kommen – wenn schon gerechnet werden muss – als Konkurrenten um gute Stellen, denn sie wünschen sich, wie jedermann, ein gutes Leben. Das einzige, was sich die Deutschen mit diesem Argument einhandeln, ist noch etwas mehr Unpopularität bei denen, die sich die Sorgen der Deutschen wünschen – weltmeisterliche Exportverhältnisse statt Schuldendruck und Arbeitslosigkeit.

So fremd sind sie uns ja auch gar nicht, diese jungen Männer, diese Familien mit Kindern, die auch bei schwersten Strapazen noch verhüllten Frauen. Wir begegnen ihnen längst in jeder europäischen Großstadt, inzwischen fast in jedem Dorf. Erschreckend ist ihre geballte Menge, verstörend ihre Entschlossenheit; hier kommen die Pendler der Globalisierung, ausgestattet immer noch mit einem Existenzminimum, dem Handy, dem Spiegelchen in der Hand, das ihnen jederzeit und überall eine bessere Welt vor Augen führt. Viele dieser jungen Leute könnten unsere Kinder

sein – und je verzweifelter wir sie auflaufen lassen, desto ominöser wird die Ähnlichkeit. Die Arbeitslosen jenseits der Schranke beginnen denen diesseits der Schranke zu gleichen – in Spanien sind es 50%. Müssen wir darauf warten, bis sie sich gegen die Migranten bewaffnen – im Kampf um Stellen, die sie selbst nicht haben?

Wir hören sie längst, die Stimmen, die sich nicht genieren, die Flüchtlinge als ›privilegiert‹ zu brandmarken. Sollen die etwa, mit unserem Steuergeld, gratis bekommen, was zu viele in Europa selbst entbehren? Loggt man sich in die ›sozial‹ genannten Medien ein, so wird einem unzweideutig genug gesagt, was hier überfällig sei: kurzer Prozess! Das wirklich Neue, das Unverzeihliche an diesen Flüchtlingen ist eigentlich nur, dass uns ihre Masse zwingt, uns selbst zu bewegen. An den Stränden von Lesbos und Kos stoßen sie auf reguläre Touristen, die man an ihrer Textilfreiheit erkennt; dass diese auch nicht wegkommen, tröstet die Einheimischen, die sonst nicht wüssten, womit sie die Flüchtlinge ernähren könnten. Aus Athen, dem Zentrum der Schuldenkrise, haben sie keine Hilfe zu erwarten. *Das schaffen wir*, hat Frau *Merkel* tapfer versprochen. Aber ihre Wähler wollen ja nicht ewig die Dummen sein, und eine zu handfeste Mahnung an östliche Nachbarn, sie möchten die Solidarität bitte nicht schuldig bleiben, die sie selbst beanspruchten, macht die guten Deutschen dort über Nacht wieder zu hässlichen. Kurz, und gar nicht gut: wenn Deutschland doch nicht darum herumkommt, um seine Wirtschaftskraft eine Grenze zu errichten: was wird sie aus den Deutschen gemacht haben? Was sie aus der Einheit Europas macht, ist schon überdeutlich: der Abstand innerhalb der Union droht sich zum *Abgrund* zu weiten, der alle guten Vorsätze eines mühsam befriedeten Kontinents verschlingt.

Natürlich war es naheliegend, sogar ehrenhaft, an eine gemeinsame Flüchtlingspolitik nie gedacht zu haben, weniger noch als an eine gemeinsame Wirtschafts- oder Außenpolitik, denn das Problem der Flucht sollte sich ja für immer erledigt haben – durch freien Personenverkehr in den Grenzen der EU. Das Kuriose dieser Grenzen zeigte sich allerdings schon früher an ihren Widersprüchen; etwa dem, dass der freie Verkehr gerade für die nächsten Nachbarn am fühlbarsten eingeschränkt war. Wer im Westbalkan sein Leben durch Umzug in die EU verbessern wollte, durfte kein ›echter‹ Flüchtling sein; Anspruch auf Asyl hatte nur, wer nachweislich an Leib und Leben bedroht war. Und damit hatte er, aus europäischer Sicht, Teil einer Minderheit zu bleiben; dafür sorgte man etwa, indem man die konsularischen Asylbegehren im Lande selbst unterband, legale Fluchtwege, vor allem durch die Luft, abschnitt, die Zusammenfassung von Flüchtlingen in Lagern gleich nebenan begünstigte, wenn auch nicht so weit, dass man das Nachbarland wirksam unterstützt und den Zusam-

mengefassten eine Perspektive eröffnet hätte. Wer aus diesen Schutzzonen aus- und doch noch nach Europa durchbrach, der sollte im ersten Land, wo er landete, definitiv aufgefangen werden, darauf hatte man sich in Dublin geeinigt.

Das war die europäische Konstruktion der Welt, und sie versprach Sicherheit genug, solange das eigene Randgebiet den Schutzdienst übernahm. Es dafür pfleglich zu behandeln, war nicht vorgesehen; das sparte man sich, als man die Griechen zu sparen zwang. Solange Machthaber wie *Mubarak* oder *Gaddafi* als Türwächter gegen afrikanischen Zudrang dienten, schien für das Größte gesorgt, und für das noch Größere hatte man immer noch die amerikanische Schutzmacht. Erst als die Löcher, die sie in das fragile Konstrukt globaler Sicherheit gerissen hatte, schwarz wurden und die Bombensaat wahrlich grenzenlos aufging, gab es für die falsche Insel Europa keine haltbaren Grenzen mehr. Es wurde – scheinbar über Nacht – zum unmittelbaren Nachbarland jedes Unglücks, mit dem es nicht hatte rechnen wollen. *Gouverner, c'est prévoir*, sagt die alte Politikerweisheit: und plötzlich machte die Unfähigkeit oder der Unwille zur Voraussicht Europa selbst unregierbar. Jetzt fehlt es dem glücklichen Land, dem scheinbar nichts fehlte, plötzlich an allem, seine Errungenschaft zu verteidigen – vor sich selbst, gegen sich selbst?

Wirtschaft, *Horatio*, Wirtschaft, begründete *Hamlet* die Sparsamkeit des dänischen Königshofs, als er die Totenfeier für den königlichen Vater gleich mit der neuen Hochzeit der königlichen Mutter zusammenlegte.

It's the economy, stupid, hieß der Satz in *Clintons* Wahlkampagne. Aber offenbar war die europäische Ökonomie selbst so dumm, am falschen Ort zu sparen. An Phantasie in eigener Sache? Hat es zu wenig in seine Erinnerung investiert? Aber wie soll das gehen?

Was aus Not und Blut entstanden ist, wird nicht dabei bleiben; der Erfolg entfernt es von der Not, der Friede vom Blut. Selbst die Erinnerung daran verfliegt, und wer sie nachträgt, bringt sich in den Geruch des moralinsauren Spielverderbers. Was einem im Alltag nicht mehr fühlbar begegnet, lagert man an die sogenannte Erinnerungskultur aus.

Nun plötzlich werden Europa Jammer und Elend aus scheinbar heiterem Himmel – was heute heißen muss: aus der gewohnten medialen Entfernung – ins Haus getragen, ohne Respekt für seine Schwelle und so leibhaftig wie möglich. Und da zeigt sich: es gibt auf diesem zugleich globalisierten und geschrumpften Planeten keinen Frieden im Reservat – auch nicht mit dem Sicherheitsapparat eines *gated village*, der sich eher gegen seine Veranstalter richtet, als seinen Zweck zu erfüllen. Auch die Jagd auf Sündenböcke macht Europa nicht glaubwürdiger – als wären die ›Schlepper‹ die Ursache des Übels, das sie anzeigen. Für Hoffnungslose bleiben sie

die einzige Chance zur Flucht; dass sie den Preis dafür maximieren, würde man bei anderen Geschäften als normal betrachten. ›Globalisierung‹ lebt nicht nur vom immer schnelleren Austausch von Nachrichten und Gütern, sie schärft auch das Bewusstsein von der ungleichen Verteilung der Lebenschancen und bewegt immer mehr Menschen dazu, den Ort ihrer Herkunft zu verlassen, auch ohne jene Not, die wir von Flüchtlingen verlangen. Wo immer wir die Grenze zwischen Innen und Außen ziehen: auch auf unserer Seite bleiben qualifizierte junge Leute genug, die nicht stellenloser werden können, als sie schon sind. Und auch von ihnen fliehen inzwischen erschreckend viele nicht *vor* den Waffen, sondern *zu* den Waffen. Bis gestern wussten sie nichts vom Islam, heute ist ihnen der *Dschihad* heilig. Auf der anderen Seite fliehen wiederum viele vor der Pflicht, Waffen zu ergreifen – sie fliehen vor Bürgerkriegen ohne Bürger und ohne Hoffnung, und gleich stehen sie bei uns wieder vor einer Rampe: Wie sortiert man die wirklich Friedfertigen aus? Sehr möglich, dass sie es bei dieser Behandlung schon morgen nicht mehr sind; das nennt man eine *self-fulfilling prophecy*. Ein gewisser *Mohammed Atta*, 1968 in Ägypten geboren, der mit einem Teppichmesser ein Passagierflugzeug kaperte und in einen Turm des World Trade Center steuerte, hat in Hamburg Städtebau studiert und seine Abschlussarbeit der Konservierung Aleppos gewidmet. Sie hat sich inzwischen erledigt – durch das Bombardement des eigenen Regimes, und man kann Attas Früchte förmlich nachwachsen sehen.

Heute fehlt es dem politischen Europa gerade da, wo man seine Stärke vermutet hätte: an wirksamer Erinnerung. Diejenige an bewältigte, gar versöhnte Trennungen im Dreißigjährigen Krieg schien so gut aufgehoben – im dreifachen Sinn *Hegels*: konserviert, negiert, sublimiert, wobei keine dieser Komponenten entbehrlich ist. Nur so widersprüchlich kann die Verbindung belastbar und tragfähig sein wie der heterogene Granit. Aber auch wenn *Goethe* sein Lieblingsgestein gern von Wasser gebildet gesehen hätte: es bedurfte des höllischen Feuers, und davon sollte das schreckliche 20. Jahrhundert für alle Zeiten genug geliefert haben. Nun aber sieht es so aus, als sei der europäischen Architektur dieses Fundament in aller Stille abhandengekommen. Zu lange ist er schon her, der Sünden- und Trauerfall Europas, als dass es sich im Unglück des Nahen Ostens, in den fortgesetzten Kriegen auf dem Globus, wiedererkennt, noch mehr; seine Beteiligung daran anerkannt hätte – und seine Verantwortung für die Folgen.

Eigentlich lautet mein Thema: »Europa und das Vergessen«. Vergessen ist natürlich. – Es ist unverzeihlich. – Vergessen ist eine Gnade. – Niemals vergessen! (Diese Devise habe ich vom Ungarn-Aufstand 1956 her in Erinnerung.) Vergessen oder erinnern? Es kommt darauf an. Worauf? Die

beiden dreißigjährigen Kriege der europäischen Geschichte geben eine entgegengesetzte Antwort.

Der erste wurde 1648 in Münster und Osnabrück mit der Ausrufung einer allgemeinen *Amnesie* beendet. Eine Amnestie hätte die böse Tat immer noch durchscheinen lassen. Hier aber sollte sie begraben werden. Zu viel gab es in diesem Krieg – in welchem nicht? –, was man weder verstehen noch vergeben konnte. Man musste es vergessen. Ich zitiere im Wortlaut:

»Es seye beyderseiths ein ewige Vergessenheit vnd Vffhebung alles dessen / so von Anbeginn dieser Vnruhe an Orten vnd Enden / [...] von einem vnd andern Theil hin vnd wider feindtlich fůrgangen. [...] Sondern alle vnd jede hin vnd her so woln fůr: als im Krieg / mit Worten / Schrifften oder Thätlichkeiten / zugefůgte / Injurien / Gewaltthaten / Feindtlichkeiten / Schäden / Vnkosten / [...] sollen dergestalt gefallen vnd gántzlich getilget seyn / daß alles das jenige / was solcher massen ein Theil gegen dem andern suchen möchte / in Ewigkeit vergessen vnd begraben seye.«

Ein umsichtiger Exorzismus: dem Kriegsteufel, und wäre er der beste Jurist, soll jede Hintertür zum nächsten Krieg verschlossen werden. Bevor wir uns über die Spekulation auf die Vertragstreue des Bösen mokieren, stellen wir uns doch bitte vor, es hätte nach dem ersten Akt des neueren dreißigjährigen Kriegs, auch Erster Weltkrieg genannt, also 1918, einen solchen Vertrag gegeben – statt desjenigen von Versailles. Möglich, dass es dann den zweiten Teil nicht hätte geben müssen. Den Nazis hätte der Nährstoff des Ressentiments für die Machtergreifung gefehlt, die Republik hätte eine Chance gehabt. Die deutschen Städte wären stehen geblieben, und Millionen Menschen am Leben.

Auch 6 Millionen Juden. Vor allem wegen des Holocaust durfte es nach 1945 keine Amnesie geben. Diesmal wurde das Gedächtnis zwingend gemacht. Die Erinnerung an ihre jüngste Geschichte sollte die Deutschen nicht nur begleiten, sondern verfolgen und verändern.

Aber Scham ist Sache des Individuums. Ein Kollektiv, von eigenen Opfern verstockt, findet nach einem verlorenen Krieg Dringenderes zu tun. Immerhin: es kann sich einem Ritual beugen, und als man aus dem Größten heraus war, verbreitete sich auch der Konsens über deutsche Schuld. Man verhielt sich, ja: man handelte danach, auch wenn man zu hoffen wagte, nicht ewig darauf behaftet zu werden. Stemmte man nicht die Hauptlast der europäischen Vereinigung, sogar auf Kosten der eigenen? Je unbestrittener, grundsätzlich, die eigene Schuld, desto weiter entfernte man

sich zugleich von Schuldgefühl; es wurde immer mehr etwas für den Sonntag, das Feuilleton, eben: die ›Erinnerungskultur‹. Ihr Dilemma kam oft als schwarzer Witz zum Vorschein, etwa bei Mahnmal-Diskussionen. Demjenigen für die ermordeten Juden in Berlin besorgte ausgerechnet jene Firma den Schutzfirnis gegen die gefürchteten Sprayer, die früher das Gas für die Lager geliefert hatte; der jüdische Baumeister fand nichts mehr dabei. Im Übrigen wurde *György Konráds* Wunsch – nur ein Jude konnte ihn aussprechen –, die Deutschen möchten da »gerne hingehen«, von vielen Besuchern durchaus erfüllt, und dass die Stelen heute brüchig werden, haben sie mit jedem alten Friedhof gemeinsam.

Dennoch: Schuld- und Opferstolz bringen verrenkte Identitäten hervor. Als ich einen jüdischen Freund darauf ansprach, gab er die für einen Psychoanalytiker untypische Antwort: *vergessen!* – Auch Vergessen ist so unterschiedlich wie die Köpfe, in denen es sich ereignet. Schlaumeiern dient es zur eigenen Entlastung, Erschöpften aber auch einmal zur Suspendierung der Schuldfrage, wie im Frieden von Münster und Osnabrück. Es gibt obszönes Vergessen und eines, das dem Feind von gestern Raum lässt zum Frieden mit sich selbst – dann kann man ihm gönnen, was er sich zu fordern hütet. Bei Hölderlin ist einmal von »tapfer Vergessen« die Rede – »Kolonie liebt, und tapfer Vergessen der Geist« heißt eine gestrichene Stelle in *Brod und Wein*, der man die Energie des Losreißen von allem Liebgewordenen anhören kann. Denn die Kolonie, die hier gemeint ist, ist kein weit entfernter Tatort der Ausbeutung, es ist der fremde Ort, an den man selbst umsiedelt mit Sack und Pack, wie die Flüchtlinge heute, um sich eine neue Existenz zu schaffen.

In dieser Bewegung die eigene Geschichte wiederzufinden, hat Europa vergessen. Die koloniale Vergangenheit blieb von der Erinnerungskultur ausgespart: Jetzt holen uns die vergessenen Tatsachen ein, in Menschengestalt. Und Europa wird vieles von seiner Erinnerungskultur tapfer vergessen *müssen*, um sie für diejenigen, die es davon ausgeschlossen hat, erträglich zu machen – und für sich selbst tragfähig: als Friedensprojekt unter veränderten Umständen, für neue Verhältnisse. Wird es sich noch einmal überwinden können, das heißt: dem Rückfall in nationalen Opportunismus entgehen? Die Zeichen stehen nicht gut.

Erinnert man sich noch an *Fukuyamas* Formel vom *Ende der Geschichte*, ausgerufen am Ende des Kalten Kriegs? In gewissem Sinn behielt er recht. Die digitale Revolution hat das kollektive Gedächtnis an Suchmaschinen ausgelagert; es hat sich quantitativ vervielfacht und ist für jedermann zugänglich, für niemanden verbindlich. Die Multiplikation von Informationen, denen das Gehirn keinen Rang mehr zuteilen kann – das übernimmt der Markt –, macht alle gleich gültig, und jede gleichgültig.

Aber das ›Ende der Geschichte‹ war damals auch der Anfang der *Narrative* – das Fremdwort erschien im allgemeinen Sprachgebrauch. Es beruhte auf der Annahme, Geschichte sei ohnehin ein Konstrukt, insofern mach- und wählbar; damit verlor die Vergangenheit ihr spezifisches Gewicht, ihre prägende Kraft. Da hieß es dann, Europa fehle das Narrativ für ein ordentliches Wir-Gefühl. Für den Schriftsteller eine interessante Feststellung; plötzlich erhält er Konkurrenz von Fachleuten des Marketings. Wenn ein Narrativ die halbe Marke ist, muss sich Europa nur besser verkaufen, zuerst den Europäern selbst. Dass sich Deutschland den Flüchtlingen erfolgreich als Wohlstandsparadies verkauft hat, ist ein paradoxer Gewinn seiner furchtbaren Geschichte. Gerade auf deutschem Boden hoffen Ausländer, am wenigsten ausgegrenzt zu werden. Hitler scheint vergessen; eine Täuschung, von der das Narrativ profitiert. Die Geschichte wüsste es besser und schlimmer, wenn man noch etwas von ihr wissen wollte; wenn nicht, zeigt es sich auch unerkant, in der Praxis wiederholter Xenophobie, auch schon wieder im Vollbesitz empörter Selbstgerechtigkeit. Die Fremden kommen? Da ist schon klar, wer das Opfer ist: wir. Das ist das Narrativ der *Pegida*, ausgeschrieben: »Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes«. Die Schauplätze dieses Narrativs sind variabel; gemeinsam ist ihnen die demonstrative Blindheit gegen seine Geschichte. Faktisch sind wir ja von einer Islamisierung des Westens sehr viel weiter entfernt als von einer Verwestlichung des Islam, die gerade in der medialen Kompetenz seiner Extremisten zum Ausdruck kommt. An der Abkürzung ›Pegida‹ mag alles falsch sein, aber das Ressentiment dahinter ist echt. Schonungslos deckt das vergiftete Pflaster die Lücke der Erinnerungskultur auf: Man kann auch sie vergessen.

Daran ist nichts Tapferes mehr. Es ist die Stunde der Dammbauer, nur fehlen ihnen die Fundamente. Wo liegen die Grenzen des Tragbaren, und für wen? Man weiß es immer erst, wenn sie überschritten sind. Grillparzers pessimistische Kurve beginnt mit Humanität: »Von der Humanität über die Nationalität zur Bestialität«. Was berechtigt uns eigentlich, ›Menschlichkeit‹ als sicheren Wert zu betrachten? Die menschliche Geschichte jedenfalls nicht. Wir wissen nicht einmal, ob das Tier *homo sapiens* auf Überleben programmiert ist, können immerhin ahnen: um welchen Preis. Nach dem ›Ende der Geschichte‹ hat ein auf Erfolg getrimmter *Darwinismus* das Steuer übernommen, und an der kybernetischen Vernunft seines Systems sind Zweifel nicht nur erlaubt, sondern dringend geboten – »ich sehe nicht schwarz, ich sehe nur«, hat *Karl Kraus* gesagt. Die Weltgesellschaft ist von der Beherrschung der fabelhaften Technologien, die ihr Großhirn entwickelt hat, noch so weit entfernt, dass bei jedem Konflikt der Rückfall ins limbische System droht. Auch die

Gewalt ist so erfinderisch, dass sie inmitten der Zivilisation jederzeit als Sachzwang verkleidet auftreten kann. Alles spricht dafür, dass wir gerade erst den Anfang einer Menschenwanderung erleben. Wenn sie sich durch Millionen von Klima-Flüchtlingen verstärkt, dann kommt die Einsicht zu spät, dass der Dammbau schon früher und an einem anderen Ort hätte beginnen müssen. Sagen wir es nicht so barock wie Gryphius: mit einem anderen Umgang mit der Endlichkeit unserer Ressourcen; eingeschlossen derjenigen unserer persönlichen Existenz.

Die Indianer an der amerikanischen Pazifikküste hatten einen merkwürdigen Brauch, konflikträchtigen Besitz friedentiftend aus der Welt zu schaffen. Sie richteten sogenannte *Potlatch*-Zeremonien aus, bei denen sie sich gegenseitig an Gaben überboten, eine Verschwendung, welche die weiße Obrigkeit polizeilich verbot. Sie hielt diese Sünde am gesunden Egoismus für strafwürdig und obszön. Aber sie hatte eine ähnliche Weisheit wie der *Kula*-Ring, in dem die Bewohner der zu Papua-Neuguinea gehörenden Trobriand-Inseln ihre Wertstücke zwischen den im Kreis angeordneten Inseln rituell zirkulieren lassen: Halsketten aus roten Muscheln im Uhrzeigersinn, in der Gegenrichtung Armbänder aus weißen Muscheln. Was diese Outrigger-Fahrten von der kapitalistischen Geldzirkulation unterscheidet, ist zweierlei: die Beteiligten wissen, dass der Wert dieser Gaben vor allem darin besteht, dass sie der Verbindung der Geber dienen. Und zugleich erfahren sie, und zwar nicht erst durch die Biologie, dass sie ihre Schätze nur geliehen haben. Das einzige Kapital, das sich vermehrt, ist der gegenseitige Zusammenhalt.

In der EU redet man von *Kohäsion*: und auch da ist sie im Kern keine Sache des Lastenausgleichs, sondern der Gastlichkeit für andere. Wer an einem Ort bleiben, ein Haus bauen darf, zahlt seinen Dank dafür, indem er es für diejenigen offenhält, die dieses Glück entbehren. Von der Gastfreundschaft leiteten die Griechen den Zunamen ihres höchsten Gottes her: *Xenios*, der gastliche Zeus, Schützer der Fremden. Ich bin seinesgleichen: ein Gast, auch im eigenen Haus. *Rimbaud* geht noch weiter: Ich selbst bin ein anderer. *Je est un autre*. Dann ist, was Christen Nächstenliebe nennen, Egoismus in seiner erträglichsten Form: der neugierigen.

Und was ist mit dem religiösen Fundamentalismus?

Jetzt habe ich eine Provokation für Sie:

»Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschheitsgeschichte, dem alle andern untergeordnet sind, bleibt der Konflikt des Unglaubens mit dem Glauben. Alle Epochen, in denen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Alle Epo-

chen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanz prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich niemand gern mit Erkenntnis des Unfruchtbaren abquälen mag.«

Ein starkes Stück. Der Verfasser spielte, als er dies schrieb, selbst mit dem Gedanken, Muslim zu werden. Es war Goethe, das selbsternannte ›Weltkind‹, der sich früher auch einen »dezidierten Nicht-Christen« genannt hatte. Zur Erinnerung: Auch bei uns sind Hexen verbrannt, Ketzer gevierteilt, Bilder gestürmt worden – im Namen des rechten Glaubens. Dass wir uns heute auf *shitstorms*, *public shaming* und *Mohammed*-Karikaturen beschränken, macht uns nicht glaubwürdiger für Menschen, die lieber in einem ›heilig‹ genannten Krieg sterben, als in einer Wohlstands- und Wohlgefühlgesellschaft nicht zu leben.

Zum Schluss eine persönliche Fußnote. Hier in Osnabrück hat der katholische Kaiser mit den evangelischen Schweden Frieden gemacht. Ich bin, bis heute, *stakeholder* in diesem Frieden.

Schon mein Vater, geboren 1872, hieß *Adolf*, nach dem Schwedenkönig, für ihn: der Retter des wahren Glaubens. Er hat mir seinen Namen vererbt, in einer Haustaufe; mit 62 genierte er sich, als Lehrer und Respektsperson noch einmal Vater geworden zu sein. Es genierte ihn viel weniger, dass 1934 ein anderer Adolf – aber so wurde er bei uns nie genannt – an die Macht gekommen war. Erstens war der in der Politik, zweitens katholisch, und drittens war mein Vater vor ihm da gewesen.

Als er selbst nicht mehr da war und ich unter die Leute kam, auch nach Deutschland, war auch der andere Adolf tot, aber sein Schatten allgegenwärtig, und ich hätte ganz gerne anders geheißen. Zu oft musste ich erleben, dass deutschen Freunden mein Vorname nicht über die Lippen wollte. Als mich der Emigrant *Peter Demetz* einem amerikanischen Publikum vorstellte, hieß ich *Alfred*, unkorrigierbar; das ist, unter jüdischen Bekannten, schon fast regelmäßig mein wahrer Name geworden. Der Teufel wollte ja, dass auch Eichmann wieder Adolf heißen musste – der Logistiker des Bösen, der nicht (nach *Hanna Arendt*) banal sein, sondern (nach *Ben Gurion*) als Unmensch das Seine zur Fixierung der jüdischen Identität auf den Holocaust beitragen musste. Wer war ich, damit zu rechten? Aber stand es mir frei, den Namen, den mir mein Vater hinterlassen hatte, zu wechseln wie in schmutziges Hemd?

Jetzt darf ich, 2015, in Osnabrück, mit dem Namen zu Ihnen reden, auf den ich getauft bin – den Namen eines Herrn, der 1648 schon längst gefallen war, für seinen Glauben; da ist es wohl das Wenigste, dass ich zu

unserem Namen stehe. Dabei war seine Tochter, *Christina*, damals schon zum Katholizismus unterwegs und für ihren neuen – den alten – Glauben zur Abdankung bereit. Längst waren solidere Interessen als konfessionelle im Spiel. Dabei befand sich Schweden, machtpolitisch gesprochen, ebenso auf dem Rückzug aus der großen Weltgeschichte wie die Schweiz, mit der es in der amerikanischen Provinz gern verwechselt wird. *Oh, you are Swedish?* –, bekomme ich da zu hören, und hüte mich längst, das Missverständnis richtigzustellen.

Dass die Schweiz im Übrigen – anders als das benachbarte Graubünden – seinen Konfessionsstreit unter Verschluss hielt und darum *nicht* in den Dreißigjährigen Krieg hineingezogen wurde, war der Anfang des neutralitätspolitischen Sonderfalls. Für das übrige Reich war Gott, der evangelische so wenig wie der katholische, keine ›feste Burg‹ mehr für niemand, und einem großen Dichter unter den kleinen Tätern, dem vielfach maskierten *Grimmelshausen*, verdanken wir ein wundersames Gegenbild der Schweiz, durch welche sein *Simplizissimus* damals mit weichgekochten Erbsen im Schuh nach Maria Einsiedeln gepilgert ist. Da sah er, fast ungläubig, statt Blut und Tränen Milch und Honig fließen und wollte sogar den Feigenbaum Früchte tragen sehen – was dank Klima-Veränderung heute so normal geworden ist wie die Palme im Vorgarten, im 17. Jahrhundert aber eine Fata Morgana gewesen sein muss.

(In Klammern: Ein ähnliches Paradies sehen die Flüchtlinge heute in Deutschland, und – mit Abstand – auch in Schweden. Das könnte uns freuen, statt uns zu empören oder zu beschämen.)

So entstamme ich, namens Adolf, aus jenem Land Europas, das der Basler Bürgermeister *Wettstein*, auch ohne Mandat, aus der Jurisdiktion des Reiches hinausverhandelt hat. Es ist das Land, das seit dem Westfälischen Frieden am meisten von Glück reden kann, und es am wenigsten gern tut – für diese Verfassung kennen wir ein unübersetzbares schweizerdeutsches Wort, das Sie trotzdem verstehen werden: *heimlifeiß*. Etwa: sehr wohlgenährt, aber das soll man uns lieber nicht ansehen. Das unterscheidet Schweizer von Murmeltieren, aber auch bei uns beginnt man heute wohl oder übel aus dem langen Frieden mit sich selbst zu erwachen. Wir müssen sogar, angesichts der Not der Welt, wieder vom eigenen Glück reden lernen, um es, was in unsrer Kraft steht, mit anderen zu teilen; was zuerst heißt: an ihrem Unglück teilnehmen. Ich denke, Bürgermeister *Wettstein*, meinem entfernten Vorfahr mütterlicherseits, wird es auf seiner Reise in die entmilitarisierte Zone von Münster und Osnabrück noch faustdick genug begegnet sein. Der Krieg ging ja noch weiter, und das Militär hoffte, wie immer, noch schnell jene Tatsachen zu schaffen, die ihren Gesandten – wie sagt man doch? – eine ›starke Verhandlungspositi-

on« sicherten. Ein Name wie meiner schlägt einen Bogen vom ersten dreißigjährigen Krieg Europas zu seinem zweiten: vor einem Jahr war ich noch sicherer als heute, es sei der letzte gewesen. Ein Name ist kein Pappenstiel, wie das Märchen vom *Rumpelstilzchen* beweist. Auch die Heiligen- und Märtyrernamen des alten Kalenders versicherten den Namenträger eines verpflichtenden Zusammenhangs. Der Einzelne stammte nicht nur von seinen Eltern ab, er hatte einen Patron im Himmel, ein Vor-Bild, dem man



Adolf Muschg mit (v.l.) Bürgermeister Burkhard Jasper, Universitätspräsident Wolfgang Lücke und Landrat Michael Lübbersmann

sich nachschaffen musste, wie ja der Mensch selbst, in der Genesis, nach dem Bilde Gottes geschaffen war. Anders als ›Kevin – allein zu Haus‹, der einmal auf einen englischen HSV-Stürmer getauft wurde, bekommt ein Adolf die Gesellschaft lebenslänglich eingetränkt, in die er mit seinem Namen gerät.

Aber nun wissen Sie, wie viel mir daran liegt, dass der Frieden von Osnabrück immer noch hält,

alles inbegriffen: die Erinnerung an den Retter des wahren Glaubens, den Abfall seiner Tochter von diesem Glauben, die amerikanische Verwechslung der Schweiz mit Schweden, sogar meine mögliche Verwandtschaft mit dem Basler Bürgermeister Wettstein – kurzum: alles inbegriffen, was mit meinem Namen an *Mehrdeutigkeit* möglich ist. Denn diese habe ich zu meinem Beruf gemacht, und vielleicht ist sie sogar die Chance der Flüchtlingspolitik, die es nicht gibt. Aber Flüchtlinge gibt es, sie haben auch Namen, ein Gesicht und eine Hoffnung, es sind, in einem Wort, Menschen, nur eben andere – wie wir selbst.